

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 18 (1942-1943)
Heft: 10

Artikel: Der Arztgehilfe
Autor: Custer, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066755>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



1929



1939

Der Arztgehilfe

Tagebuchblätter von Emil Custer

Illustration von W. Guggenbühl

Der St. Galler Emil Custer war kein gewöhnlicher Arztgehilfe. Er besaß ein viele Gebiete umfassendes Wissen, das er sich durch das Studium ärztlicher Literatur und durch Erfahrungen im Dienste der Schweizer Mission in Portugiesisch-Mozambique unter den Schwarzen erworben hatte. Seine praktische Begabung, die ja für den Aufbau jeder Arbeit in Urwaldgebieten nötig ist, war so groß, daß es ihm gelang, durch seinen Acker, seinen Garten und seine Hühnerzucht seine Schützlinge und Patienten zu erhalten. Seine « Familie » zählte zeitweise bis 20 Männer, Frauen und Kinder. Ein in Südafrika wohlbekannter Arzt sagte von diesem außergewöhnlichen Mann, der sein Leben im Dienste für die Schwarzen in einer beispiellosen Einfachheit und Anspruchslosigkeit verbrachte, er würde zu jeder Zeit ihn zu einer Konsultation zuziehen wie einen seiner Kollegen.

Noch weiter als Emil Custers Wissen war aber sein Herz. Noch wichtiger als seine große Intelligenz, seine Belesenheit auf ärztlichem Gebiet, sein ausgezeichnetes Gedächtnis, seine scharfe Beobachtungsgabe und seine mit Erfolg angewandten und selbsterarbeiteten Methoden waren seine unbegrenzte Hingabe und Liebe zu den Schwarzen. Die Not der Menschen, besonders der Frauen und der Kinder, ging ihm zu Herzen. Oft unternahm er mehr als 50 Kilometer lange, mühsame Ritte, um einem Kranken, weiß oder schwarz, Linderung und wenn möglich Heilung zu bringen. Obschon er mit den Schwarzen in engster Verbindung lebte und sie deshalb sehr gut kannte, behielt er ihnen gegenüber die innere Freiheit. Ungerechtigkeiten konnten ihn in höchste Aufregung versetzen, und er war imstande, den Schwarzen auch etwa die ungeschminkte Wahrheit zu sagen.

Dieser Wallenstadter Sohn, geboren 1875, als das fünfte von sieben Kindern, verlor schon in seinem sechsten Lebensjahr seinen Vater und mit 14 Jahren seine Mutter, die beide in einer

Fabrik arbeiteten. Tagsüber waren die Kinder verkostgeldet. Nach dem Tode der Mutter aber mußten die fünf älteren versuchen, auf eigenen Füßen zu stehen. Emil war zunächst bei zwei Bauern, dann kam er zu einem Schmied in die Lehre. Noch bevor dieselbe beendet war, fand er in der Stickereibranche in St. Gallen für etliche Jahre eine Tätigkeit. Aber dies alles führte ihn noch nicht auf seinen Weg. Schon als Knabe hatte er reichlich Gelegenheit, sich in der Pflege der Kranken zu üben. Zuerst sorgte er in auffallender Liebe für die jahrelang leidende Mutter. Krankenpfleger wurde er in der Folgezeit in Münster im Berner Jura.

Während der Jahre 1910—1930 arbeitete Emil Custer im Dienst der Schweizer Mission in Portugiesisch-Mozambique. Einige Blätter aus seinem Nachlaß schildern den schlichten Mann, der nie viel von sich reden machte, der aber auch nicht wie die andern sein wollte, der sich in Urteil und Tat seine Freiheit wahrte, und der kein anderes Ziel vor Augen sah als den ganzen Dienst für hilfsbedürftige und unglückliche Menschen, die ihn nötig hatten.

Emil Custer ist das Beispiel eines Schweizer Missionars, der seine Arbeit in der weiten Welt draußen unbeschwerter als andere tun kann, weil er einem kleinen Staatswesen angehört, das keine kolonialen Aspirationen hat, weil er durch seine demokratische Haltung und persönliche Lebenserfahrung keine Rassenunterschiede anerkennen kann, sondern auch in den schwarzen Menschen seinen Bruder sieht, weil er in der weiten Welt draußen arm sein kann, was ja den Missionaren von vornherein natürlich und selbstverständlich sein muß, und nicht zuletzt, weil er keine größere Freude kennt, als andern Menschen das in Wort und Tat zu bringen, was ihm selbst als das Wichtigste und Wertvollste für das Leben geschenkt worden ist. **Pfr. E. Rippmann**

Zähne ziehen mit Hindernissen

Obschon die Schwarzen in der Regel schöne, gesunde, weiße Zähne haben, gibt es doch ihrer viele mit allen möglichen Übeln in der Mundhöhle. In die Poliklinik von Lourenço Marques kommen jeden Morgen ärmere Inder, Chinesen und Schwarze, um ihre Plagegeister los zu werden. Wir alle, ich meine das Personal unseres Schweizer Missionsspitals, versuchen unsere Kunst und Kraft. Macht einer von ihnen eine Dummheit, so sucht er oder sie es zu verbergen oder zu beschönigen.

Wir alle sind ja gewöhnliche Schweizerkinder, die wir von vornherein wissen, daß wir niemals heilig gesprochen werden.

Da hört man manchmal im Saal der Poliklinik einen gewissen plötzlichen Knacks. Man sieht, daß die zahnziehende Person ein wenig rot wird und so unauffällig wie möglich nach einer andern Zange greift, und wir andern, diesmal unschuldig, wissen: jetzt geht sie Wurzeln graben.

Eines Tages hatte ich diese ziemlich herzlose Kunst an einem jungen Schwarzen auszuüben, der unartikulierte Laute ausstieß und mit einem Finger in dem Mund herum zeigte. Und richtig, am Unterkiefer sah ich einen Zahn, der reif

war zum Ausziehen. Das machte auch keine Schwierigkeiten. Aber als ich dem Mann Wasser zum Spülen reichte, bemerkte ich, daß der Mund halb offen blieb und der Unterkiefer leicht vorge-schoben war. Nun war das Rotwerden an mir. So ruhig als möglich nahm ich ein Handtuch, ließ den Armen ein wenig abseits von den andern Patienten wieder sitzen und hatte dann auch das unverschämte Glück, daß der ausgehängte Unterkiefer gehorsam zurücksprang. Nun konnte der Schwarze wieder sprechen. Er dankte mir für den entfernten Zahn und den eingerenkten Sprech- und Eßapparat. Er habe ihn an einem Vortag, so erklärte er, mit Gähnen ausgerenkt.

Als ich im Busch draußen allein und ohne Arzt arbeitete, kam eines Tages ein junger Schwarzer zu mir, der sich vor zwei Tagen bei einem Streit den Kiefer ausgerenkt hatte. Alle meine Bemühungen waren umsonst. Ich war zu schwach, um ihn einzurenken. Da erinnerte ich mich an die Mitteilung eines amerikanischen Arztes, der in einer Kolonialzeit-schrift erzählt hatte, wie er in einem solchen Fall einen englischen Schlüssel verwendet und mit demselben beinahe ohne Kraftanwendung und ohne Schmerzen den Unterkiefer wieder habe an seinen

Platz bringen können. Ich ging nun auf die Suche nach einem solchen Instrument und war so glücklich, einen ältern Fordschlüssel zu finden. Mit Binden und Watte richtete ich den Schlüssel so zu, daß er ein wenig menschlicher und wissenschaftlicher aussah, was auch erreicht wurde. Nun setzte sich der Mann auf meine Terrasse vor dem Hause. Hinter ihn stellte sich ein kräftiger Bursche, der ihm den Kopf hielt. Ich selber stand vor dem robusten Burschen, machte, so gut ich es vermochte, ein Gesicht, als wäre die ganze Sache nicht der Rede wert. Ich versprach ihm sogar, es sei beinahe schmerzlos (so stand es wenigstens in jener amerikanischen Zeitschrift). Den Schlüssel selber setzte ich auf der einen Seite an, als ob ich den Unterkiefer einschrauben wollte. Dann schraubte ich ihn zu, bis ich eine gewisse Festigkeit fühlte. Nun faßte ich mit der einen Hand den Schlüssel und mit der andern den Kiefer und brauchte, immer den Kranken sorgfältig beobachtend, den Schlüssel so ruhig als möglich als eine Art Hebel. Und siehe da, als ich schon mein Zutrauen zu dem Amerikaner verlieren wollte, spürte ich einen leichten Ruck. Der Schwarze sprang auf und rief: « Hi schona », was sagen will: « Es ist gut. » Wirklich war die Geschichte gelungen, und ich war vielleicht ebenso erleichtert wie der Patient.

Eine Löwengeschichte

Im Bezirk Inhamban leiten zwei Amerikanerinnen eine schön eingerichtete Mädchenschule. Da kam ein etwa zehnjähriges Mädchen auch zur Schule, ohne daß die Mutter es wußte. Als sie es merkte, wehrte sie dem Kinde, zuerst mit Güte und dann mit Schlägen. Das Kind wollte nicht nachgeben. Selbst auf den Rat der Lehrerinnen, doch daheim zu bleiben, gab es immer nur die Antwort: « Ich will in die Schule, ich will in die Schule! » Als die Mutter sich müde geschlagen, sagte sie: « Ich will lieber keine Tochter als eine, die mit den Christen geht! » nahm das Mädchen, ging mit ihm weitab von den Menschen in den Busch, band es an

einen Baum und überließ es seinem Schicksal.

Am frühen Morgen kam ein schwarzer Evangelist seines Weges durch den Busch und sah frische Löwenspuren. Er folgte denselben, und auf einmal hörte er singen . . . ein christliches Lied, gesungen von einem Kinde. Er eilte hin und fand das Mädchen am Baum und ganz in der Nähe die Spuren von den Löwen. « Hattest du keine Angst? » fragte er das Kind. « O nein, ich sang », war die einfache Antwort. Der Mann brachte das Kind zur Mutter und erzählte ihr, in welcher Gefahr es geschwebt habe. Da stand die Mutter auf, nahm das Kind bei der Hand und brachte es zu den Lehrerinnen: « Nehmt das Kind! Euer Gott ist stärker als ich. »

Aussatz

Ist jede Krankheit ein Schrecken, so ist doch der Aussatz das ärgste Unglück, das eine Familie treffen kann. Nicht, daß diese Krankheit ihre Opfer mehr quält als andere Krankheiten, eher weniger, was die Schmerzen anbelangt. Aber schon das Alte Testament erzählt, wie der Aussatzkranke aus Familie und Volk ausgestoßen wurde. Wo sind die Schmerzen der Frauen, Mütter, Bräute und Schwestern aufgezeichnet, verursacht dadurch, daß der Aussätzige von den Seinen Abschied nehmen muß und das seit Tausenden von Jahren? Und dabei drängt sich die Frage auf: Wäre oder ist die Ausscheidung nötig? Seit vielen Jahren kenne ich Negerfamilien, die in 20 Jahren ein einziges aussätziges Mitglied hatten; kein anderes zeigte Spuren von Ansteckung. Eine alte Frau beobachtete ich beinahe 20 Jahre lang: nie bemerkte ich ein Zeichen, aus dem man schließen konnte, die Krankheit arbeite noch in ihrem Körper. Und doch hatte sie alle Zehen und die meisten Finger ganz oder teilweise verloren, bevor ich sie kennen lernte. Die Frau hatte Töchter; keine war mit Aussatz belastet. Eine Tochter, die mit einem Indier lebte, hatte zwei Kinder, die zeitweise bei der Großmutter waren; diese Kinder hatten

zwar Flecken an den Beinen und Armen, die wahrscheinlich eine Art Aussatz waren . . .

Er war von den andern Schwarzen verachtet und verlassen, der aussätzig, schwarze Evangelist und Lehrer. Aber immer war er derselbe freundliche, frohe Christenmensch, im größten Leide gefaßt, immer an andere denkend. In seiner Einsamkeit verlor er noch sein einziges, herrliches Kind. Da hat er nicht gejammert und gemurrt, hat selbst den kleinen Sarg gezimmert und das Gräblein gegraben. Wir waren vier Personen am Grabe des Kindes: Vater, Mutter, Großmutter und ich! Er konnte noch beten, danken und ein Lied singen . . . ich hätte es nicht gekonnt. Aber Krankheiten und Leiden sind manchmal wie Meißel in Gottes Hand, und daraus entstehen Meisterwerke. Dann kam das Ende, ganz unerwartet rasch. Er durfte heim.

Ich denke an die arme Negerin, die einen aussätzig Mann hatte und pflegte und dann so schwer krank wurde, daß ich nichts anderes erwarten konnte als den baldigen Tod. Sie genas trotz aller Theorie. Einige Wochen nachher kam sie mit einem winzigen Hühnlein, um mir zu danken. «Was würde aus meinem Mann, wenn ich nicht mehr wäre», meinte sie. Sie hatte das Sterben bezwungen.

Heim und Glück — Heim und Leiden

Einst kam ich an einem neuen Negerdörfchen vorbei. Still lag es da im strahlenden Sonnenschein. Kein Laut von Kindern oder Frauen, kein Gackern von Hühnern, kein Hundegekläff: alles schien zu schlafen, und alles lud zum Schlafen ein. Selbst das Gezirpe der Grillen wirkte einschläfernd. Ein stiller, träumerischer Frieden lag auf dem ganzen Platze. Die zwei größern Hütten und die halboffene Küche standen auf weißem Sande, umgeben von schattigen Mimosabäumen, es schien, als fehlte nur die Anzeige: An junge Brautleute zu vermieten!

Doch da öffnete sich eine Türe, und fünf junge Frauen oder Mädchen kamen

heraus. Schweigend, eine hinter der andern, gingen sie um die Hütte, leichtfüßig, als hätten sie Angst, den reinen, weichen Sand zu quälen mit Füßen, die schon andere, gewöhnliche Erde betreten hatten. Rings um das ganze Dörfchen gingen die schlanken Gestalten, die in ihrem einfachen Anzuge wie braune Vestalinnen aussahen. Schweigend, wie sie erschienen, verschwanden sie wieder. Ob die Poesie bei ihnen war oder nur bei mir?

Im nächsten Dorfe fragte ich, was die Mädchen gemacht hätten. Es gebe Hochzeit, war die Antwort. Wie schön wäre die Welt, wenn der Mensch gut und weise wäre!

Der junge Schwarze ist aus den Bergwerken oben im Transvaal heimgekehrt. Er hat den Brautpreis für sein Mädchen ihrer Familie bezahlt. Morgen wird eingezogen in das neue Heim. Der Mais ist gestampft, das Maisbier ist bereit in großen irdenen Töpfen. Den ganzen Abend durch kommen Mädchen mit Holz und allerlei Sachen, die man morgen braucht. Morgen wird alles nur Freude sein; denn auch ein Ochse ist geschlachtet worden.

Einige Monate bleibt der Mann zu Hause, tut nicht viel, geht etwa spazieren und auf die Jagd nach Rebhühnern und sonstigem kleinem Wild. Aber bald wird das ersparte Geld rar. Wieder geht es dem Transvaal zu, denn die Minen bezahlen besser als die portugiesische Regierung, die auch Arbeiter sucht. Eines Tages ist die junge Frau allein, vielleicht zusammen mit ihrer Schwiegermutter, einer alten Tante oder einer jungen Schwester. Eintönig wird nun ihr Leben: Pflanzen, kochen, kochen, pflanzen, und etwa schwatzen mit andern; das ist alles. Manchmal bringt ein Heimkehrender Nachrichten von ihrem Manne: es gehe und gefalle ihm gut, er wolle noch nicht heimkommen . . .

Monate gehen hin, und die junge Frau wird Mutter. Ihre schwere Stunde naht. Es kommen bekannte Frauen und

wollen ihr raten und helfen. Stumm leidet die Frau; keinen Schmerzenslaut läßt sie hören. Zögert die Geburt, so steigern sich ihre Leiden durch das ungeduldige Eingreifen und den Aberglauben der andern Frauen ins Unglaubliche. Keinen Tropfen Wasser darf sie trinken, keine Nahrung zu sich nehmen, bevor das Kind geboren ist. Wohl 50 % der Erstgeburten bei der heidnischen Bevölkerung sind verloren. Wenn ich jeweilen fragte: «Warum seid ihr so grausam?» so war die Antwort der alten Frauen: «Wir haben das auch durchmachen müssen!»

Geht es gut und bleibt das Kind am Leben, so kommt der Vater vielleicht heim, oft aber erst, wenn das Kind schon gehen kann.

Nach etwa sechs Jahren hat die Mutter ihr drittes Kind. Der Vater kommt wieder heim, um auch dieses zu sehen und sich daran zu freuen. Aber diesmal ist er nicht mehr der glänzende, stolze, junge Mann. Fast aschgrau ist seine Haut, stechend und fiebernd sind die Augen. Beim Sprechen wird er von trockenem Husten geplagt. Tuberkulose! Ein böser Blick trifft die Gattin, die in voller Gesundheit glänzt. Es ist ja bekannt unter den Bergwerkarbeitern, daß ihre Frauen schuld sind, wenn sie krank werden! Arme Frau und Mutter!

Mürrisch bleibt der Mann zu Hause. Er kann nicht mehr in die Minen, kann kein Geld mehr verdienen, und ohne Geld gibt's keine Lust, wie sie eben die Minen bieten. Alles mögliche tut er, daß er alle mit sich in den Abgrund reiße. Er weiß ja nichts von Vorsichtsmaßnahmen und Gesundheitslehre. Nach einem Jahr ist er tot, und schon sind ein oder zwei Kinder mager, und die Mutter schleppt sich müde dem Tode entgegen.

Bald ist nichts mehr zu sehen als zusammengesunkene Hütten und um sich greifendes, verhüllendes Gestrüpp...

Die erste Staroperation

Eines Tages kam ein Blinder, geführt von seiner Frau, zu mir. Es war der günstigste Moment zum Operieren seiner Au-

gen. Aber wo ist der Arzt? Schon seit Jahren haben wir keinen mehr. Der Mann sagt kurz und bündig: «Du mußt mich operieren! Du hast ja dem vorherigen Arzt auch immer geholfen.»

«Ja, das ist etwas anderes als selber den Arzt zu machen. Siehst du, ich bin eben kein Arzt.»

Der Schwarze schüttelt nur den Kopf und wiederholt immer und immer:

«Du kannst, wenn du willst. Du mußt mir helfen.»

«Höre, wir haben einen Arzt in Lourenço Marques. Gehe zu ihm, ich gebe dir einen Brief für ihn, und auch die Eisenbahn zahle ich dir.»

«Nein, ich gehe nicht in die Stadt, lieber gehe ich einfach heim, um zu sterben!»

Es war mir aber auch nicht angenehm, das zu hören. Wer das Los der blinden Neger kennt, muß Erbarmen mit ihnen haben. Sie werden vernachlässigt, leiden oft Not, und niemand beschäftigt sich auf die Länge mit ihnen. Oft werden sie vom Ungeziefer fast verzehrt. So holte ich einmal zwei alte Männer mit dem Ochsenwagen. Der eine war blind und voller Geschwüre, und ganze Flächen seines Körpers waren von Sandflöhen, die ihn peinigten, dicht besetzt. Der andere war auch in einem unbeschreiblichen Zustande, fast wie ein wildes, prähistorisches Geschöpf. Er kroch, wie auch sein Leidensgefährte, auf Händen und Füßen herum. Damals hatten wir noch einen Arzt. Er und das ganze Missionspersonal der Station entsetzten sich ob diesem Elend. Alle sagten, es sei kaum möglich, daß Menschen so zugerichtet noch leben können. Dieses alles kam mir in den Sinn, als ich den angekommenen Blinden vor mir hatte. Zudem war er noch kaum 50 Jahre alt.

Der Neuangekommene machte aber nicht Miene, fortzugehen und richtete sich mit seiner Frau ganz ruhig in einer Hütte ein. Alle Tage kam er einmal, um zu bitten: Hilf mir! Etwa zwei Monate kämpfte er so mit mir und ich in

mir. Während dieser Zeit hatte ich oft ganz im stillen ein wenig meine Hand geübt an Augen von frisch getöteten Tieren. So nahm ich endlich mein Herz in beide Hände und sagte ihm eines Morgens: « Morgen werde ich versuchen, dir zu helfen. »

Den Blinden und einen großen, jungen Burschen hatte ich schon vorher vorbereitet für den Tag. Den Burschen, daß er mir helfen konnte, den Kranken dafür, daß er die Augen ganz in seiner Gewalt hatte. Ich kann nicht sagen, daß ich in der Nacht vor der Operation gut geschlafen habe. Fast wollte es mich reuen, daß ich dem Manne zugesagt hatte. Der Tag brach an, und ich bereitete alles vor in der Stille des frühen Morgens. Dann ging ich die beiden zu rufen. Der Kranke mußte mir noch versprechen, im Falle die Operation des Auges mißlingen würde, das andere in der Stadt operieren zu lassen. Er versprach es.

Ein wenig zitterte ich, als ich das Auge empfindungslos machte, aber dann wurde ich auf einmal ruhig bis auf den Grund meiner Seele. Alles ging ohne das geringste Hindernis vorbei. Der Kranke war so ruhig und folgsam wie selten einer. Das Messerlein, das vom ehemaligen Arzt herrührte und das ich zuge richtet hatte, glitt fast ohne Widerstand seine Bahn, und beinahe ohne daß der Patient eine Muskel gerührt hätte. Kaum hatte ich die Hülle des Kristalls berührt, hob sich derselbe schon, und es war, als wäre er von innen getrieben. Schon war er in der Öffnung! Leicht glitt er aus dem Auge, und der Kranke sagte: « Ich sehe dich, Weißer! »

Man kann sich denken, welche Freude ich empfand. Aber noch konnte ich nicht sagen: Gewonnen! Die Infektionsgefahr war nicht beseitigt. Doch meine Freude war groß; wir waren alle drei vor Fehlern bewahrt geblieben, dessen war ich sicher. Ich ließ den Mann auf dem Tische und den Burschen bei ihm, um ihn zu überwachen, daß er den Kopf ruhig auf dem Kissen liegen lasse. Dann

ging ich zum Morgenessen. Die Frau des Missionars sah es mir an, daß ich etwas hatte, und so gestand ich, ich habe den Mann operiert, und sie freute sich mit mir. Rasch und ohne Schmerzen vollzog sich die Heilung.

Etwa nach zwei Monaten, nach langem Bitten, gingen wir drei zum andern Auge über. Der Anfang ging gut; aber als der Kristall heraus sollte, war eine ganze Verklebung zwischen demselben und der Regenbogenhaut. Nach einigen Versuchen und nach einem zaghaften Eingriff glitt der Kristall langsam in die innere Augenhöhle, drehte sich ein wenig und blieb an seiner Verklebung hängen. Froh, daß alles ohne Schmerzen abgelaufen war, ließ ich das Auge wie es war und dachte: Besser ein gutes Auge als eine Entzündung, die am Ende noch auf das andere überspringen könnte!

Bald war das Auge wieder zugeheilt. Der Mann wollte bei mir bleiben. Da ich immer für die Kranken Hütten brauchte, war es mir schon recht. Er kannte die betreffenden Arbeiten alle und war stark, manchmal ein wenig heftig. Der Kristall hing immer noch zitternd an seiner Verklebung, machte ihm aber keine Schmerzen. Nach etwa einem Jahr, vielleicht als der Mann eine größere Anstrengung machte mit einem gefälltten Baum, fiel der Kristall auf den Grund des Auges. Er kam zu mir gelaufen und sagte, mit seinem Auge sei etwas nicht richtig. Ich sah, daß nun beide Fenster gleich klar waren. Ich befahl dem Schwarzen, etwa drei Tage ruhig zu sein, und von dieser Zeit an hat er bei der Arbeit keine Beschwerden mehr gespürt. Vorher hatte er oft nach großer Anstrengung ein wenig Kopfweh.

Mir blieb er noch lange ein treuer Arbeiter. Aber den schwarzen Knaben, die bei mir arbeiteten, oder vielmehr die Arbeit mit Spielen versäumen wollten, wurde er ein zu strenger Vogt. Später kehrte er nach Hause zurück, kam aber von Zeit zu Zeit auf Besuch, was mich immer freute.